

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 108. 109

Bromberg, den 01. Mai 1930.

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von Johannes Bergmann, Selterau.

Alle Rechte vorbehalten. — Amerikanisches Copyright by Verlag der Dr. Günzischen Stiftung, Dresden.

1. Das „Paradies“ der Sklaven.

Schmott, der unverwundliche Küchenbulle, erprobt in seiner Laufbahn als ehemaliger Schiffskoch eines deutschen Unterseebootes, hatte eine geniale Erfindung gemacht, die die ganze Belegschaft in der Bodenkammer der Kriegsgefangenenbaracke begeisterte: Er konnte ohne Eier Eierkuchen backen, wirkliche runde Eierkuchen, die er zwei Meter hoch warf, wenn er sie wendete, und die rasenden Abgang fanden. So entwickelte sich kurzerhand ein flottes Tauschgeschäft. Die einen lieferten Brennmaterial für den Kannonenofen, indem sie ihre Kojenbretter zerbrachen oder aus dem Lager, wo neue Baracken gebaut wurden, Holzabfälle holtten, die anderen zahlten mit Zigaretten und Tabak, die dritten schlossen einen Vertrag auf lange Sicht im Hinblick auf das zu erwartende Postpaket aus der Heimat. Wer nichts hatte, aß auch mit und übernahm dafür ein- oder zweimal die Backschaft für den braven Schmott. Das ganze Lager von Dorchester, soweit es im Zuge der unvorschriftsmäßigen Düste lag, hob die Nase und schnupperte, und auch den englischen Wachtposten auf der Lagermauer — es waren alte gediente Tommies mit bunten Ordensbändern auf der Brust — lief das Wasser im Munde zusammen, wenn ihnen ein Windstoß die verführerischen Dämpfe aus dem Dachfenster des einstigen Stallgebäudes entgegenblies.

Ubrigens lagen die Gefangenen alle bunt durcheinander und dicht verpackt wie die Sardinen, die Seelente ausgenommen. Sie hatten sich auf dem langen Barackenboden die einzige vorhandene Kammer gesichert und sofort alles „klar“ gemacht, das heißt, sie fragten nicht einmal den Tommy, wie der Engländer allgemein genannt wurde, ob ihnen der Platz zukomme. Vielmehr facten sie prompt ihre Kojen, die aus drei langen Brettern, zwei hölzernen Böcken, einem Strohsack und zwei oder drei Decken bestanden, und schlugen sie auf, zum Teil übereinander, wie sie es von Bord her gewohnt waren. Einige der Blaujacks hatten von vornherein auf die Strohkiste verzichtet und schnarchten in selbstgefertigten Hängematten, nachdem die Holzteile ihres Gefangenenbettes als entbehrliche Luxusmöbel zu Stikrahmen, Liegestühlen und anderen großartigen Dingen verarbeitet worden oder für ein paar Eierkuchen ohne Eier in den Ofen gewandert waren.

Täglich wurde „Rein Schiff“ gemacht, so daß die Bude schwämm; denn mit Wasser hatten sie nicht sparen gelernt. Täglich übernahmen zwei Mann — es ging der Reihe nach — die Backschaft; sie mußten also den unvermeidlichen Sammelkreis in Eimern aus der Küche holen und ver-

teilen, ebenso die übrigen Rationen, Brot und Margarine und was es sonst noch unzenweise gab, sie mußten auch die Tische sauber halten. Eine gute Schule hatten sie hinter sich. Das merkte man. Wie sie ihre Wäsche wuschen! Kein Sandhase hätte ihnen das nachgemacht. Paradehemden ließen sie sich aus Deutschland schicken, und es war keine Kleinigkeit, sie immer schneeweiß zu halten. Immerhin, Seife wurde genug geliefert. Die Engländer sind ein sauberes Volk und hätten sich niemals nachsagen lassen, daß ihre Kriegsgefangenen im Schmutz versänken. Karbolseife gab es sogar, regelweise.

Ich war die einzige Landratte „an Bord“, und es hatte mich einige Mühe gekostet, mir das Niederlassungsrecht unter den Blaujacks zu sichern.

„Hört mal“, sagte ich, „wenn ihr mich in eure Bude laßt, dann übersehe ich euch jeden Tag die englische Zeitung.“

Ich wußte, daß dieses Mittel zog. Ich wußte, wie sehr die Kriegsgefangenen nach Neuigkeiten hungerten, nach Mitteilungen über die Vorgänge an den Fronten, nach Berichten über die Heimat, mochten sie auch alle falsch oder gefärbt sein, nach irgendwelcher Zerstreuung überhaupt. Warteten sie doch alle schmerzlich darauf, daß man die Tage der Gefangenschaft zählen konnte, wie die Reservisten ihre Tage zählten, und sie endlich wieder in das ersehnte Deutschland zurückkehren konnten. Draußen auf See und in der Front standen Brüder und Freunde im Kampfe, und jeder Tag mochte eine neue Trauerbotschaft bringen. Fast ein volles Jahr hatten die meisten schon hinter dem Stacheldraht zugebracht. Nicht wenige waren es, die tagtäglich einen neuen Fluchtplan entwarfen und ihn doch immer wieder aufgaben, weil das Gelingen unmöglich schien.

„Mensch, wenn du Englisch kannst, warum pickst du dann nicht aus?“ war die Antwort, die mir die „Kulis“ von U 18, dem Unterseeboot, das im Scapa Flow untergegangen war, ins Gesicht schleuderten. Ich konnte nichts erwidern, weil der Vorwurf zu Recht bestand. Sie ließen mich aber einziehen und kuschelten daran die Bedingung, daß ich ihnen auch englischen Unterricht geben mußte.

Die Barackenstadt von Dorchester gewann immer mehr an Ausdehnung, je länger der Krieg dauerte. Vorübergehend wurden, da das Zivilgefangenenlager auf der Insel Man noch nicht bezugsfertig war, auch sogenannte „Internierte“ in den neuen Baracken untergebracht, deutsche Männer, die irgendwo in Großbritannien ihr Brot gefunden hatten oder auf Schiffen aufgegriffen worden waren.

Seltfame Gestalten tauchten auf. Unter ihnen gab es Leute, die kaum noch ein Wort Deutsch sprachen, aber dennoch hinter den Stacheldraht gehen mußten, weil die englische Polizei sie als Deutsche registriert hatte. Weib und Kind hatten sie im Stich lassen müssen, ebenso ihren Brotenerwerb. So hatte das Lager trotz der Einförmigkeit des Gefangenenslebens manche kleine Sensation. Sie alle, die als Neulinge zuwanderten, hatten ja etwas zu erzählen. Dabei schleppten die Zivilisten zum Teil riesige Koffer mit sich, gefüllt mit feiner Wäsche und mehreren Anzügen, manchmal auch mit Karitäten, die einem Völkerkundemuseum alle Ehre gemacht hätten. Die schlichten Feldgrauen, die ja alle nur das eine Erlebnis des Krieges mit sich trugen und sich daher gegenseitig nicht viel zu sagen hatten, vertexten sich so gut wie möglich bei den „Exoten“ an, zumal da hier und dort noch etwas abfiel.

Mit einem solchen Schub war ein Mann ins Lager gekommen, dem man deutsches Draufgängertum an der Nasenspitze ansah. Um ihn bewegten sich eine Zeitlang die Gespräche, ja, der alte Soldatengeist entzündete sich an allen möglichen Abenteuern, die dem kleinen püffigen Keel zugeschrieben wurden und die er tatsächlich hinter sich hatte. Man sah ihn täglich schliefen Schrittes die Länge des Lagers abmessen, meist ganz allein, als brüte er einen Fluchtplan aus, den ja die andern nicht zu wissen brauchten. Auf jeden Fall wurde er zu einer Lagerberühmtheit: Es war Gunther Plüschow, der Flieger von Tjingtau.

Ich machte ihm meinen Besuch, drunten in der Baracke. Was wir sprachen, durfte niemand hören. Es war ja auch schließlich für andere belanglos, was ich auf dem Herzen hatte. Die Visite endete damit, daß er mir ein Oberhemd, einen Kragen und einen Schlips aushändigte, Dinge, die einen Engländer stutzig machen konnten, wenn er sie in der Hand eines deutschen Soldaten gesehen hätte. Plüschow wurde eines Tages in ein Offiziersgefangenenlager abgeschoben, und wir verloren ihn aus den Augen.

*

Sergeant Holzbein, die rechte Hand des englischen Lagerkommandanten, hatte einen verantwortungsvollen Posten. Obwohl er wegen einer früheren Kriegsverletzung, die er sich in Indien geholt hatte, schlecht laufen konnte, mußte er täglich zweimal mit einem Offizier der Lagerverwaltung und dem betagten Dolmetscher in Leutnantsuniform die vielgliedrige Front der Viertausend abschreiten, mit dem Notizblock in der Hand, mit dem Spazierstock unterm Arm. Es war allerdings schon mehr ein Stöckchen, wie es die englischen Soldaten tragen, wenn sie außer Dienst sind. Dieses Stöckchen gehörte zum Schneid eines Tommys wie der mit einer Bartwische gedrehte Schnurrbart, dessen Enden wie Stacheln unter der Nase nach beiden Seiten spießten. Das heißt, wer diese Mode nicht liebte — die kleinen Maries und Peggies werden da auch ein Wörtchen mitzureden gehabt haben —, der ging, nachdem er schließlich auch dem Stutzer untreu geworden war, eben bartlos, und das war die Mehrzahl. Die Stachelndrahtbärte forderten nicht wenig unseren Spott heraus, den die Rhaflente aber ertrugen, weil sie ja kein Deutsch verstanden.

Wenn Sergeant Holzbein bei seiner Zählarbeit nicht zu Fache kam, dann ging die Geschichte wieder von vorne los. Ein deutscher Lagerführer — er hauste in einem Zimmer für sich ganz allein — war den Engländern gegenüber verantwortlich, ebenso wie die Baracken- und Stubenältesten. Deutsche Hornsignale, die ein kleiner Jäger tagaus tagein nach allen Seiten des Lagers schmetterte, frühmorgens manchmal mit einem lieblichen Frosch im Rohr, riefen die Nummern unseres Tagesprogramms ab, und wenn die Stimmung im Lager oder die des Hornisten besonders gehoben war, gab „der Zwerg“ auch manchmal zum Zapfenstreich ein deutsches Volkslied zum Besten.

Dann lagen die armen Teufel, von denen viele noch mit ihren leidlich geheilten Wunden zu tun hatten, in ihren Kojen und ließen alte Erinnerungen wach werden. Es gab eigentlich nur zwei Themen, die unerschöpflich waren: die Frauen und das Essen. Die Frauen — wir sahen sie ja nur von weitem. Von unserer Bodenkammer aus konnten wir einigen Leichtsinigen in die unbeschränkten Fenster sehen, jenseits der Lagermauer, die noch ein Drahtverhau krönte. Sie winkten und gaben unverständliche Beten, sie standen in den Straßen, wenn wir „spazieren“

gingen und hinter einem Wald von Bajonetten die Wacht am Rhein fangen, ja, es gab einige, die vergossen bittere Tränen, wenn sie uns singen hörten. So war es noch im Jahre 1915, als die englische Presse das Herz des Volkes noch nicht vergiftet hatte.

Und doch hatten wir Frauen unter uns mit wirklich reizenden Lärchen. Sie waren aber alle nicht ganz echt. Sie hatten alle einmal Schaffstiefel getragen und an der Goulaßkanone Schlange gestanden. Sie hatten in Fländern Schützengräben ausgehoben und manchen Sturm erlebt, aber sie sahen doch wenigstens aus wie Frauen, wenn das Ganze auch nur albernes Theater war. Immerhin — schon solch eine Frau eigener Erfindung konnte das ganze Lager verrückt machen.

Das Essen? Heute läßt sich darüber nicht mehr viel sagen. In Deutschland selbst hat man später Schlimmeres durchgemacht, obwohl wir alle nichts zu lachen hatten. Es gab fast jeden Tag Reis mit Hammelfleisch, fettem Hammelfleisch, und wenn die suplige Kost kalt war, nahmen wir das Fett zum Stiefelschmieren. Der gesegnetste Augenblick des Tages war das Erscheinen der Postliste, die die Namen derjenigen verzeichnete, die ein Paket zu bekommen hatten. In Gegenwart des Dolmetscheroffiziers wurden die Herrlichkeiten durchstöbert und durchstochen, Konservenbüchsen geöffnet, als herauskam, daß auf diesem Wege ganze Zettungen ins Lager eingeschmuggelt worden waren.

*

Die Zivilgefangenen mußten nach und nach das Feld räumen; denn ihr Barackenlager auf der Insel Man war inzwischen vollendet worden.

Militär zog dafür ein, deutsches Militär, ohne Waffen, zerschunden, verräuchert, äußerlich niedergekämpft. Hier und da erblickte man auch einen ganz Ausgefallenen, einen Flieger oder einen letzten Überlebenden einer tapferen Unterseebootmannschaft. Die Spaziergänge in die Umgebung wurden eingestellt, weil man einen Sportplatz neben dem Lager, ebenfalls hinter einem gewaltigen Stacheldrahtverhau, errichtet hatte. Dort döste man an zwei Nachmittagsstunden in den Tag hinein, wenn man nicht gerade an einem Ringkampf oder an einem Hockeyspiel beteiligt war. Das deutsche Rote Kreuz hatte durch eine neutrale Vermittlungsstelle Blasinstrumente geliefert, so daß sich bald eine echte gute deutsche Militärmusik zusammenfinden konnte, deren Konzerte an Sonntagen ganz Dorchester auf die Beine brachten.

In nächster Nähe rasten die Schnellzüge der Great Western an uns vorbei und verschwanden im Tunnel unter einem alten Kastell aus Römerzeiten; so wurde uns wenigstens der ringförmige Wall auf der angrenzenden Anhöhe ausgedeutet.

Dorchester, die Hauptstadt von Dorsetshire im südwestlichen Teile Englands, ist ein altertümliches, aber gut gebautes Städtchen, von einer lieblichen Wiesenlandschaft umgeben, mit einem mittelalterlichen Schloß, dem Woodsford Castle, als Anziehungspunkt. Von den Römern wird der Ort unter dem Namen Durnovaria erwähnt. Er hatte also seine Geschichte, ehe die deutschen Soldaten dort Einzug hielten.

Uns kümmerten aber andere Dinge als die Geschichte dieser Stadt, der wir trotz ihrer Schönheiten gern den Rücken gekehrt hätten. Viel war es ja auch nicht, was wir zu sehen bekamen. Mauern und Stacheldraht um uns, den Himmel über uns.

(Fortsetzung folgt.)

Dhm Matthes.

Skizze von Christel Broehl-Delhaes.

Doktor Hermanns schaut unwillig auf: Der Diener pocht zum so und sovielten Male. Wie oft soll er denn noch sagen, daß er nicht gestört sein will?

„Herr Doktor, ja, aber, der Mann draußen läßt sich nicht abweisen. Er behauptet sogar, ein Onkel von Herrn Doktor zu sein!“

Hermanns Hände, die kunstgerecht die Krawatte binden, sinken schlaff herab. Herr des Lebens, welche dumme Situation, gerade jetzt, zu dieser Stunde — Dhm Matthes . . . Aber er geht nach der Tür und öffnet.

„Nun, wo ist denn der alte Herr?“

Der Diener verzicht spöttisch den Mund. „Alter Herr“, denkt er geringschätzend und führt den Alten hinauf.

Ein wenig nervös, durchaus nicht lebenswürdig, schaut Ernst Hermanns dem unbetenen Gast entgegen. Tatsächlich Ohm Matthes, wie er lebt und leidet: klein, gebückt, schwächling, verhäutelt wie der Weihnachtsmann. Ja, verhäutelt! Wo er steht, bilden sich kleine Pfützen von getautem Schnee auf dem spiegelnden, gebohrten Boden.

„Tag, Jung!“ die alten Augen blitzen vor Spaß. „Da staunste wohl, was? An mich hastest nicht gedacht, was?“

„Nein, allerdings nicht.“

„Siehste“, Ohm Matthes Hände schlagen auf die Schenkel, daß der Schnee liegt. „Da ist mir mein Vorhaben mal gelungen. In meiner Klitsche wurde es mir zu einsam und da bekam ich plötzlich 'ne heftige Sehnsucht, und da hab' ich mich auf die Bahn gesetzt und — na, da bin ich!“

Bei diesen lebenserfüllten Worten Ohm Matthes' fällt dem Doktor etwas Hartes, Kaltes vom Herzen. Eigentlich ist es rührend, wie Verschnittenheit und durchfroren der alte Ohm da vor ihm steht. Das hätte er doch eigentlich nicht nötig. Richtiger wäre es schon, der „Jung“, der ihm alles verdankt, schickte ihm mal dann und wann seinen Wagen. Und da schämt sich Ernst Hermanns ganz gewaltig, daß er auch nur minutenlang etwas wie Ärger über den unbetenen Besucher verspürte. Er wird warm und herzlich.

„Ohm Matthes! Tag, Ohm Matthes! Komm' rein. Ohm!“ Und es erregt ihn, daß der Diener so fein und unendlich fern in seiner Vornehmheit auf den nassen, verschneiten, goldenen Alten herabschaut. „Josef, nehmen Sie meinem Onkel Mantel und Hut ab! Und dann bitte meine Filzpatoffeln und den Flauschrock. Und einen heißen Grog!“

Der Diener faßt mit spitzen Fingern nach der Überkleidung des Gastes. „Herr Doktor wollten aber doch — zum Theater.“

„Ah, richtig! Telephonieren Sie Geheimrats ab: ich hätte soeben Besuch bekommen!“

Auf den Zehenspitzen tappt Ohm Matthes ins Zimmer und schaut trüblich auf die rinnenden Wasserlachen unter seinen Füßen. „Jung, ich verdreck' dir alles! Wo ich hintret', ist keine Farbe mehr.“

„Streichen wir neue!“ scherzt Ernst. „Zieh die Röhne lieber aus, sonst ertrinken wir hier noch. Josef wird gleich mit den Pantoffeln kommen.“

Ohm Matthes nestelt am Schnürriemen und versichert: „Alf . . . uff!“ Josef klopft diskret und reicht Flauschrock und Pantoffeln; widerwillig nimmt er die nassen Schuhe mit nach draußen. Als der Grog kommt, grunzt Ohm Matthes behaglich. „Junge, das ist fein! Humm — lecker! Das löst die Zunge! Jung, was ist das nun schon lange her, daß du fort bist von mir . . . Weißte noch, wie oft wir trocken Brot aßen. Aber durchgehalten haben wir, was, Ernst?“

„Ja“, sinnt Hermanns, „du hättest kein trockenes Brot zu essen brauchen, wenn ich nicht gewesen wäre, Ohm Matthes. Mein Magen und mein Studium haben dir alles aufgefressen.“

Ohm Matthes rührt mit heißen Arbeitsfingern im Glase herum. — „Das war nun mal mein Spaß, Ernst, so 'ne Passion, wie man sagt. Und, daß du 'was geworden bist, das ist das Feinste an der Sache, so gewissermaßen der Gipfel. Re, sag' nichts! Mich hat nix ärmer gemacht. Was braucht so ein alter Eigenbrötler wie ich schon groß zum Leben? 'ne warme Bude, den Tabak, so'n bißchen was vom Schwein und“ — er zwinkert mit den Augen — „ab und zu mal ein Besuch bei dir, mein Jung.“ Heißer schämt sich Ernst Hermanns. Ein alter Mann macht einen weiten, eisigen Weg durch Kälte und Schnee aus Herzlichkeit, aus Treue, aus wunderbarer Anhänglichkeit; und er, Ernst Hermanns, Doktor der Rechte, zauderte, ihn zu empfangen . . . Häßlich! Wo doch Ohm Matthes ein Stück Kindheit und Heimat verkörpert.

Sie geraten immer tiefer ins Plaudern. Der Grog ist heiß und heiß. Tabakqualm streicht märchenblau unter der Decke her.

„Ja, Junge, und weißte noch, wenn du in den Ferien zu mir kamst, dann warst du immer so dankbar für die paar Kröten, die ich dir zum Studieren geben konnte, da wußtest du gar nicht, wie du mir immer etne Freude machst

soltest. Sogar die Schuhe hast du mir gepuzt, wie ich so arg die Gicht in den Fingern hatte und den Lehm nicht runterkriegte . . .“ die alten Augen sinnen in eine trotz aller Klarheit sonnebeglänzte Vergangenheit. Sehen sie wieder den schlanken, braungebrannten Jungen in der Bauernstube stehen, wie er Ohm Matthes Schuhe hürstet?

Da schaut Ernst Hermanns auf und geradewegs in Matthes Augen hinein. „Ja, es war schön damals . . .“ Er will noch viel mehr sagen, aber er findet die Worte nicht für das, was er in dieser gedankenreichen Stunde empfindet. Behaglich paßt Ohm Matthes. Seine Augen funkeln lustig.

„Eingebildet bist du kein bißchen, trotz deiner feinen Position!“ schmunzelt er zufrieden. Er lauscht dann nach draußen: „Was ist denn da los?“

Doktor Hermanns hat sich schon erhoben. Mit zwei Schritten ist er an der Tür, öffnet. Vor seiner Gestalt prallen zwei Menschen zurück: das Hausmädchen und der Diener.

„Nun, was gib's denn hier?“

„Ja, Herr Doktor“, der Josef brennt vor Zorn, „ich soll die Schuhe puzen. Das ist nicht meine Arbeit. Sonst verrichtet's die Bena. Sie sagt, sie seien ihr zu schmutzig.“

„Welche Schuhe?“

Himmel, wie der Doktor bliden kann!

„Vom . . . Herrn . . . Onkel . . .“

„Wo sind sie?“

Josef weist unruhig an ein Etwas, das eine wütende Hand offenbar in eine Ecke geschleudert. Ohm Matthes steht hinter Ernst. Aller Glanz in seinen Augen ist wie ertrunken. Bekommen sagt seine Stimme: „Ich könnte doch selbst . . .! Ernst, das Fräulein braucht meine dreckigen Röhne doch nicht . . .“

Das bringt Ernst Hermanns in Wallung. Der alte, biedere Ohm, der ihm, dem Neffen, alles geopfert zum Studium, er wird in diesem reichen Hause durch die Dienstleute gedemütigt? Das muß Ernst Hermanns wieder gutmachen. Ein Lachen läuft über sein hell gewordenes Gesicht. „Ja“, sagt er, „das „Fräulein“ soll sich nur nicht bemühen. Ich selbst werde meinem Onkel die Schuhe puzen. Es ist wahrhaftig nicht das erste Mal. Ich werd's doch wohl noch können? Josef, die Bürste!“ Der Diener zögert. Er ist ungewiß, ob er die Sache für einen Scherz nehmen soll. Aber der Doktor hat die Schuhungestüme schon aufgehoben.

„Josef, die Bürste!“

Blutübergossen steht der Diener, dem Heulen nahe das Mädchen, starrverwundert Ohm Matthes. Aber der Doktor Hermanns pfeift, und während er pfeift, erhöht sich seine Stimmung noch. Ordentlich gut tut die Bewegung. Und Ohm Matthes' Schuhe fangen an zu blitzen. Dann fliegt die Bürste in Josefs bereitwillig ausgestreckte Hände, dessen Dünkel mit einem Schlage versflogen ist.

„Verzeihung . . . nie wieder vorkommen . . .“ stammelt er verlegen.

Der Doktor aber hält die Schuhe von sich und betrachtet sie kritisch, als wären sie ein Meisterstück. „Fein, was, Ohm Matthes?“

Das löst den Bann. In den auffunkelnden Augen des Alten wird es feucht: „Du Dreidenbelskerl, du, du goldener!“ brummt er, grob vor Rührung.

Hinter Ohm Matthes geht der Doktor ins warme Zimmer zurück und gießt Wein in die Gläser.

„Prost, Ohm Matthes! Was bin ich nun mehr, ein Prozeßgewinner und Redendredschler oder ein Bauer?“

„n' Bauer!“ lacht Ohm Matthes glücklich. „Prost!“

Vogelhochzeit.

Wer kennt nicht das neckisch-anschauliche Liedchen vom dem Vogel, der da Hochzeit machen will in dem grünen Walde? Besonders „im wunderschönen Monat Mai“ lauschen wir schmunzelnd dem Chor der gestiederten Sänger, vor allem der liebesfertigen Nachtigall im abendlichen Garten, dem unermüdeten Kuckuck im tiefen Forst und wie sie alle heißen, diese „lockeren Vögel“, die ja in sehnsüchtigem Gesang um die Liebste werben. Ach, wenn ich ein Vöglein wär . . .

Zwar der Zoologe weiß uns darüber zu belehren, daß es mit den „lockeren Vögeln“ in Wirklichkeit gar nicht so viel auf sich hat, daß die Tierchen nämlich genau so treu in der Ehe sind wie — na wie die Menschen es sein sollen. Die gelehrten Herren von der Vogelwarte haben durch die Veringung längst ermittelt, daß sich im Frühling sogar alle jene Ehegatten wiedervereinen, die im Herbst getrennt nach dem Süden gereist waren. Also keinen Meid, meine Herren!

Aber bitte auch nicht zu früh triumphieren, schöne Leserin. Die eifrigsten Forscher haben weiter festgestellt, worauf denn diese eheliche Treue unserer besügelten Freunde zurückzuführen ist. Ja, in die Seele der Tierchen zu schauen, hat allerdings noch keine Gelehrtenbrille vermocht. Aber eins ließ sich feststellen: In der Vogelwelt hat die Weiblichkeit ganz und gar nichts zu melden. Die männliche Autorität ist völlig unbestritten, und die Eheleute fügt sich selbst dann widerspruchslos, wenn die „familienrechtlichen Maßnahmen“ des Männchens wie z. B. Wahl und Einrichtung der Wohnung noch so blödsinnig erscheinen. Sind diese Männer nicht beneidenswert? Und es liegen nicht die geringsten Anzeichen für eine Emanzipation der Vogelfrauen vor, auch ganz zu schweigen von etwaigen „Reformatoren“ nach Art unserer Ben Pindsen und Wandervogel. Auch „Ehen zu Dritt“ kommen nicht in Frage. Die Piepmähe sind so rückständig, nicht einmal eine Ehescheidung zu kennen. Vor Jahren hat einmal im schönen Hellas eine Storchfrau einen Seitensprung riskiert. Die ist dann ohne Bewährungsfrist elendig zu Tode „geschnäbelt“ worden. Allerdings dürfte ja gerade Freund Adebarr in Anbetracht all jener Obliegenheiten, die er an den Menschenkindern zu erfüllen hat, ganz besonders zu einem tugend samen Lebenswandel verpflichtet sein. Aber auch seine sanftmütigen gefiederten Artgenossen sind eben alles andere als „lockere Vögel“.

Wer erfreut sich nicht am munteren Liebesgeplänkel der Tauben, wenn sie frühmorgens im Sonnenlicht vor ihrer Behausung zärtlich die Schnäbel aneinander reiben? Und doch hat man gerade bei ihnen Ehebrüche feststellen können. Allerdings unter milderen Umständen, denn die Ehe war auch nicht aus freier Gattenwahl entstanden, sondern von der Hand des Züchters erzwungen worden. Wogegen die wilden Tauben durchaus die Gattentreue bewahren.

Sind Sie nun nicht auch der Ansicht, schöne Leserin, daß eine Vogelehe doch mancherlei Vorzüge hat?

Knut Hamsun als Postmeister und Gastwirt

Von Frank Züchner.

In der Landschaft Valdres in Norwegen, die wegen ihrer Schönheit berühmt ist, liegt ein alter Gasthof, der schon Tausenden von Wanderern als Unterkunft gedient hat. Denn bevor die Bahn zwischen Oslo und Bergen gebaut wurde, ging der gesamte Verkehr zwischen Ost- und Westnorwegen durch diese Landschaft.

Der alte Gasthof, der dicht an der Landstraße liegt, mußte von allen Reisenden benutzt werden, denn hier befand sich außer der Herberge gleichzeitig die Poststation. Ost stand der Hof bis an die Einfahrt heran voll der kleinen, zweirädrigen Reisefarren, die früher überall als Beförderungsmittel dienten und auch jetzt noch in abgelegenen Teilen Norwegens dazu verwandt werden.

Eine Zeit lang waren fast die einzigen Fremden, die das Nordland besuchten, die Engländer. In langen Reihen zogen da John Bulls Untertanen in jenen bekannten alten Gasthof ein, der bis unter das Dach voller Traditionen steckt. Eine Reihe bekannter norwegischer Dichter und Staatsmänner, Geschäftsleute und Beamter hat an dieser Stätte verweilt. Am stolzesten aber ist man auf Knut Hamsun.

Wie soeben in einer Osloer Zeitung mitgeteilt wird, kam dieser 1883 als junger und unbekannter Mann dorthin und wohnte in dem Gasthof an die zwei Jahre. Er gewann hier einige Freunde und Gönner, unter ihnen den Wirt, mit dem er zusammen ein Zimmer bewohnte. Hamsun machte von diesem Gasthof aus fortwährend kleinere Reisen, auf denen er Vorträge hielt. Jedoch kehrte er immer wieder in seiner sicheren Unterschupf zurück. Denn er hatte

schwer zu kämpfen, um sich sein Brot zu verdienen. Die Artikel, die er den Zeitungen in der Hauptstadt sandte, waren nicht besonders begehrt und wurden schlecht bezahlt, wenn sie angenommen wurden. Der Dichter hat es den Leuten, die ihm damals Verständnis und Freundschaft entgegenbrachten, nicht vergessen. Er besuchte den alten Hof mehrmals. Im Herbst dieses Jahres verbrachte er dort einige Zeit. Und als er wegen Erkältung das Bett hüten mußte, saß sein alter Freund, der frühere Wirt und Postmeister, bei ihm oben und spielte mit ihm ein altes Spiel, „Lanter“, das in jenem Tal heimisch ist.

In der Nähe wohnt auch ein alter Schuhmacher, Olsen Solheim, bei dem Knut Hamsun früher so manches Mal gegessen und die Zeit mit Schuftern totgeschlagen hat.

Aber Knut Hamsun war nicht nur Gast auf diesem alten Hof, auch Wirt! Denn als der Besitzer um die Mitte der achtziger Jahre als Soldat eingezogen wurde, trat Hamsun mit behördlicher Erlaubnis in seine Stelle als Gastwirt und Postmeister ein und füllte sie bis zur Rückkehr des eigentlichen Wirtes aus.

So kann der Dichter sich rühmen, außer seinen vielen anderen Berufen auch diese beiden ausgeübt zu haben.



Bunte Chronik



* **Ein kurzes Telefongespräch.** Eine berühmte Berliner Bühnenkünstlerin ist neben der Gabe der Darstellungskunst noch von den Göttern mit einem unererschöpflichen Redetalent begnadet. Eines Morgens fühlte sie den unbezwinglichen Drang, den Bureauchef des Theaters, an dem sie gerade beschäftigt war, anzurufen und ihm ein Erlebnis zu berichten, das sich am Tage vorher zugetragen hatte. Der Bureauchef, der gerade durch Arbeit überhäuft war, legte, nachdem er sich die Erzählung etwa fünf Minuten angehört hatte, den Hörer seiseite, empfing mehrere Besuche, diktierete einige Briefe, frühstückte und erledigte noch einige andere dringende Angelegenheiten. Dann nahm er zur Abwechslung noch einmal den Hörer in die Hand und rief seiner Gesprächspartnerin, die noch immer unentwegt ihren Telefonmonolog hielt, pathetisch zu: „Wem sagen Sie das, gnädige Frau?“

* **Stellungnahme.** Nichts ist gefährlicher für eine Zeitung als die Verbreitung falscher Nachrichten. Hundertmal wird das einlaufende Material geleset, mit allen vorhandenen Mitteln suchen sich die Redaktionen gegen die Aufnahme einer Ente oder eines „Grubenhundes“, wie es neuerdings heißt nach dem Vorgang des Karl Kraus, zu schützen. Vor hundert Jahren war das nicht anders. Als die Schlacht bei Waterloo geschlagen war, kam das Gerücht auf, Napoleon sei gefallen. Die Nachricht klang ziemlich unwahrscheinlich, Gewißheit war aber nicht zu erlangen, und so schrieb eine ganz vorsichtige Zeitung im tiefsten Belgien: „Man sagt, der Kaiser sei gefallen. Man sagt auch, er erfreue sich der besten Gesundheit. Wir unsererseits glauben weder das eine noch das andere.“



Lustige Rundschau



* **Kolleginnen.** „Ich muß klassische Frauenrollen spielen, ich muß durch meine Figur wirken und durch mein Haar. Mein langes Haar ist selten. Wenn ich es öffne, fällt es bis zu den Knien.“ — „Ach, ich habe gedacht, es fällt gleich auf die Erde.“

* **Diktion.** Meine Frau bietet mir in meinem Arbeitszimmer verschiedentlich und recht intensiv ein Stück Kuchen an, das ich zum Schluß mit den Worten ablehne: „Quäl mich doch nicht!“ Da ruft Doretchen aus dem Nebenzimmer: „Mutti, quäl' mich!“

* **Der Züchter.** „Warum geben Sie Ihrem Hund eigentlich so wenig zu fressen?“ — „Ja, wissen Sie, es soll 'r Windspiel daraus werden.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Seyte; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. 3. o. u. beide in Bromberg.